

(Nachdruck verboten.)

19)

Der Schuldige?

Roman von Hector Malot.

„Es stört und ärgert mich, ich muß mir Gewalt anthun, aber ich muß es mir wohl gefallen lassen, da die Bequemlichkeit der gnädigen Frau es erheischt.“

„Warum verdirbst Du das Opfer, das Du mir bringst, durch solche böse Worte,“ sagte sie gerührt; „wilst Du denn nicht, daß ich Dir dafür dankbar bin?“

„Was hätte ich davon? Ich habe immer bemerkt, daß die Dankbarkeit wohl für diejenigen, die sich deren rühmen, angenehm ist, aber ich suche noch vergeblich das Vergnügen, welches sie denen machen soll, die darauf Anspruch haben.“

Durch die Veränderung der Uhrzeit hatte Madame Courteheuse erreicht, was sie wollte; jetzt galt es noch dahin zu manövrieren, daß man nicht komme, ihren Mann zu stören, nachdem er den Sulfonal-Grog zu sich genommen hätte und im Einschlafen begriffen sein würde. Was sollten die Leute denken, wenn sie ihn so schlaftrunken dastehen sähen? Sie würden sich verwundern, ihn ausfragen und dadurch seine Aufmerksamkeit auf diese Schlassucht lenken! Das mußte mit um so größerer Sorgfalt vermieden werden, als er sich schon mehrmals darüber beklagt hatte, daß er am Morgen garnicht aufwachen wolle, und sich bei seiner Arbeit so schmerzhaft, wie stumpfsinnig, wie paralytisch vorkomme.

Der Herbst mit seiner nachtalen Bitterung war ihr günstig. Sie hatte ihn verhindern können, nach dem Essen auszugehen, und da er nur selten jemand bei sich empfing, so war während ziemlich langer Zeit eine Gefahr nicht vorhanden gewesen.

Aber eines Donnerstags Abends — der Grog war bereits getrunken — ertönte ein starker Klingelzug und Celanie kündigte Herrn Zurlure an.

„Dieser Apotheker langweilt uns!“ schrie Madame Courteheuse.

„Warum?“

Ohne eine weitere Antwort abzuwarten, verließ er seinen Fauteuil und ging dem Bürgermeister entgegen.

Dieser trat em und entschuldigte sich mit großer Höflichkeit und vielen Worten bei Madame Courteheuse, daß er noch zu der späten Stunde gekommen sei.

Sie war über diese höflichen Phrasen, die gar kein Ende nehmen wollten, verzeifelt; wenn er so fortfuhr, um welche Stunde würde er sich wieder drücken?

Doch er trug seine Angelegenheit sehr kurz vor und kaum hatte ihm Herr Courteheuse den gewünschten Rat erteilt, als er sich erhob.

„Ich hoffe, daß Sie sich wenigstens nicht leidend fühlen, liebe Madame Courteheuse?“

„Ganz und gar nicht.“

„Und Sie, lieber Herr Notar?“

„Herr Courteheuse hat sich niemals wohler gefühlt,“ be-
eifte sie sich zu antworten.

„Man sieht Sie gar nicht mehr in Ihrem Pavillon, ich bin mehrere Male vorüber gegangen und habe die Fenster stets geschlossen gefunden. Sie fangen den Winter zeitig an.“

„Das schlechte Wetter hat zeitig begonnen,“ antwortete sie.

„Diese Klage ist wohl berechtigt, aber doch nicht in Bezug auf den heutigen Abend; niemals ist eine Herbstnacht milder und glänzender gewesen; das Quai entlang gehend, kam ich mir wie in einem Feenlande vor. Macht Ihnen das keine Lust, etwas auszugehen? Wir haben schon lange kein Plauderstündchen mit einander gehabt.“

„Sehen Sie sich doch und halten Sie es hier mit uns ab,“ sagte sie lebhaft.

„Warum nicht ausgehen, da es schönes Wetter ist?“ sagte Herr Courteheuse, „Du kannst ja dableiben.“

Da sie ihn nicht zurückhalten konnte, hielt sie es doch für besser, ihn zu begleiten, sollte ihm dann etwas unterwegs zustoßen, so würde sie wenigstens einen Grund dafür erfinden. Das war immer noch besser, als die Dinge dem Zufall überlassen.

Zurlure war in der That eigentlich gekommen, um zu

plaudern. Er wollte über einen Giftmordprozeß sprechen, der gerade jetzt vor dem Pariser Schwurgericht verhandelt wurde und die öffentliche Meinung in leidenschaftliche Spannung versetzte, weil sich drei angesehene Sachverständige für die Schuld, drei nicht minder bedeutende Aerzte aber für die Unschuld aussprachen. Der Redekampf zwischen den beiden Parteien hatte nun schon mehrere Tage gewährt, und der Apotheker, der sich für einen großen Rechtskenner hielt, wünschte den Fall auch nach seiner kriminalistischen Seite zu erörtern, natürlich noch mehr aber, so weit er in sein eigenes Fach einschlug.

Kaum waren sie auf dem Quai angelangt, als er seine Lektion begann. Er kritisierte das System der Untersuchung, warf das Gebäude der Anklage über den Haufen und tabelte den wirren Verlauf der Gerichtsdebatte. Dies war bei ihm um so seltsamer, als er gewöhnlich auf seiten der Anklage zu stehen pflegte.

Der Notar, der es sonst immer mit der Verteidigung hielt, nahm diesmal den entgegengesetzten Standpunkt ein, so daß sich sofort eine lebhafte Diskussion entspann, zu großer Beruhigung von Madame Courteheuse, welche wünschte, der Redekampf möge so lange dauern, als dieser mißliche Spaziergang, damit der Schlaf nicht einträte. Sie sorgte deshalb dafür, daß die Debatte nicht ins Stocken gerieth, und that das Ihrige, um die beiden Streiter anzuspornen.

„Wie ist es nur möglich, daß die beiden Aerzte der Anklage den Tod so bestimmt auf Vergiftung zurückführen, während die der Verteidigung ihn als einen natürlichen bezeichnen!“

„Natürlich,“ rief Courteheuse, der sonst nie mit seiner Frau übereinstimmte, „es ist ein wahrer Skandal, daß ein Professor der Medizinische vor Gericht erklären konnte, die von seinem Kollegen vorgenommene Autopsie sei stümperhaft gewesen?“

„Wenn das nun aber seine Ueberzeugung ist?“

„Wie soll man Vertrauen zu solchen Hanswürsten haben, die nur daran denken, sich auf Kosten eines armen Angeklagten Kellame zu machen!“

„Und erst die vier Aerzte, welche das Opfer auf alle möglichen Krankheiten behandelt haben!“ fügte Hortense hinzu.

„Die einen wie die anderen haben sich blamiert!“ rief Courteheuse, der mit Vergnügen auf die Aerzte losschlug, weil damit nebenbei auch der Apotheker getroffen wurde.

„Das finde ich durchaus nicht,“ erwiderte Zurlure lebhaft; „wenn Sie nur wüßten, wie schwierig eine Vergiftung zu entdecken und nachzuweisen ist! Ein Ehrenmann befinnt sich lange, bevor er einen Verdacht gegen geachtete Personen ausspricht. Darum gelingen so viele Giftmorde, welche ein Arzt verhindern könnte, wenn er es nur wagte, seinen Vermutungen Folge zu geben, und darum bleiben so viele derartige Verbrechen ungestraft.“

In diese Bemerkung knüpfte der Apotheker einen ganzen Vortrag über Vergiftungen an, und war so redselig, daß Courteheuse nicht einmal eine Unterbrechung anzubringen vermochte. Seine Frau wurde über sein erzwungenes Schweigen unruhig; sie bezweifelte, ob das Gehen allein hinreichen würde, um ihn wach zu erhalten. Sie beschloß daher, die Debatte zu unterbrechen, und erklärte, sie fühle sich ermüdet.

„Gehen wir schräg ab nach der Apotheke,“ sagte Zurlure, „dort werden Sie einen Augenblick ausruhen, bevor Sie nach Hause gehen.“

„Es fröstelt mich.“

„Da wird Ihnen gerade ein Gläschen Magenlelixir gut thun.“

Sie wollte Einwendungen erheben, allein ihr Mann hatte die Einladung bereits angenommen, ohne sich um sie zu kümmern, sie war also gezwungen mitzugehen, besorgt darüber, was eintreten werde, wenn er siße, und Zurlure ihn bei Nicht untersuchen könne.

XV.

Frau Courteheuse bemühte sich vergeblich, nachdem man zur Apotheke abgebogen war, ihren Mann zur Teilnahme an der Konversation zu nötigen; er blieb schweigsam und ließ höchstens von Zeit zu Zeit ein Wort fallen. Zurlure wunderte sich darüber, da er beim Weggehen so gesprächig gewesen

war, glaubte aber, er habe den Notar vielleicht in der Hitze der Debatte mit irgend einem Wort verlegt, und zeigte sich nun noch sanfter und freundlicher als gewöhnlich, um sein vermeintliches Vergehen wieder gut zu machen. Auf einmal unterbrach ihn Courteheuse mit der Frage:

„Wirkt Ihr Liqueur auch gegen den Schlaf?“

„Ausgezeichnet, wenn derselbe die Folge einer langsamen Verdauung ist.“

„Also werden wir an der Wirkung des Mittels die Ursache meiner Schlassucht erkennen.“

Sie versuchte ihn von diesem Thema abzulenken, aber er hörte nicht auf sie, sondern fuhr fort, zum Apotheker gewandt:

„Denken Sie sich nur, ein- oder zweimal wöchentlich werde ich von einem unüberwindlichen Schlaf ergriffen.“

„Unüberwindlich ist etwas übertrieben,“ fuhr sie dazwischen.

„Oh, durchaus nicht; es ist mir kaum möglich, ins Bett zu kommen, und sobald ich liege, versinke ich in einen wahren Todesschlummer.“

Diese Behauptung schien ihr gefährlich; sie glaubte ihr daher widersprechen zu müssen.

„Du bildest Dir das ein,“ sagte sie, „aber in Wirklichkeit atmest Du vollkommen ruhig wie ein Kind.“

„Das ist ein günstiges Zeichen“, antwortete Turlure, „und glebt den Beweis sowohl einer guten Gesundheit als eines guten Gewissens.“

(Fortsetzung folgt.)

Mudarra.

Musikdrama in vier Akten und sieben Bildern von Louis Tiercelin und Lionel Vonnemère. Deutsch von A. Brunnemann. Musik von Fernand Le Vorne.

(Zum erstenmal aufgeführt im Berliner Opernhause am 18. April 1899.)

Abermals eine geheimnisvolle Musikkommandierung in unserer Oper! Wenigstens will ein Pariser Blatt darüber Näheres wissen und erzählt auch Gewichtiges über teure Ausstattung. Noch mehr: eine französische Komposition erlebt ihre überhaupt erste Aufführung in Berlin, die Franzosen scheinen damit zufrieden zu sein, und die Berliner Kunstgesellschaft hat seit einiger Zeit den Komponisten bei sich.

Von Aimé Ambroise Simon Leborne, 1797—1866, berichtet die Musikchronik, daß er in Paris ein renommierter Theoretiker war und komische Opern komponierte. Ob Fernand Le Vorne von ihm abstammt, wissen wir nicht; seine künstlerische Abstammung geht anscheinend besonders auf César Franck (1822—1890) zurück, den lange zurückgelegten, jetzt in Frankreich als Schöpfer einer neuen musikalischen Epoche gerühmten Komponisten eigenartiger sinfonischer Werke, die nun auch bei uns allmählich häufiger zu hören sind. F. Le Vorne scheint in Frankreich, auch abgesehen von seiner Thätigkeit als Kritiker, viel gespielt zu werden, in Deutschland jedoch nur erst durch eine Sinfonie eingeführt zu sein, die vor 15 Jahren in einem der Wilshe-Konzerte kam.

Vor fast hundert Jahren wurde in Berlin eine große Oper „Mudarra“ von dem Kapellmeister des damaligen „Nationaltheaters“, Bernhard Anselm Weber (1766—1821), aufgeführt; eine andere gleichbetitelt Oper von Vincenzo Battista war vor fünfzig Jahren in Neapel zu hören. Wahrscheinlich handelt es sich um ein älteres Sujet, das nun wohl auch dem neuen „Mudarra“, einer großen Oper in vier Aufzügen, zu Grunde liegen dürfte. Der Titelheld ist ein maurischer Ritter. Ein „sinfonischer Prolog“ pantomimischen Inhalts zeigt ihn uns in seinem Harem. Die verführerischen Frauen erwecken in ihm das Gefühl, daß hier keine wahre Liebe sei. „Die Liebe wohnt in einem anderen Lande, wo das Herz erwacht, wenn die Sinne noch schlafen, wo die Frau, frei in ihrer Wahl, erworben werden will.“ So fährt denn der Ritter nach diesem erträumten Land.

Das Ganze ist demnach eigenartig und verheißungsvoll angelegt. Verse von Alfred de Musset, mit der Endzeile: „Es sahn ihr alle gleich, doch nie war es die Eine!“ sind als Motto vorgelegt. Der von zwei Franzosen gedichtete und von A. Brunnemann (wahrscheinlich Fr. Anna Elisabeth Br. in Meissen) verdeutschte Text macht zunächst den Eindruck einer selbständigen Erhebung über Libretto-dramatik und Librettojargon und behält durchaus eine vornehme Sprache bei, die einigermaßen an R. Wagner erinnert. Bald aber merken wir, daß der Gang der Handlung und die Bewegung der Charaktere über den Alltag der Oper nicht hinauskommt. Wir sind im 14. Jahrhundert in der Bretagne und begleiten den Mäuren zu einem so typischen Geslecht von Kampf und Friede, von Soldnern und Zigeunern, von Grafenkind und Zigeunerin, von Brautnacht mit bekannten Verspätungen, mit Entführung und Verrat, mit Gift und Dolch und mit endlosen seelischen Offenbarungen von Personen, die ganz anderes erwarten lassen, daß es wahrlich nicht lohnt, das alles getreulich nachzuerzählen.

Im Begriff, der Musik Le Vornes zu diesem Text gerecht zu

werden, stehen wir wieder vor der alten Zwangslage, über eine mit aller modernen Verwickelung aufgebaute Leistung auf einmal Hören hin urteilen zu müssen. Keine Vorlage der Partitur oder wenigstens des Klavierauszuges, die ein erstes Bild geben und die Aufmerksamkeit des Hörers auf besonders Wichtiges lenken kann; keine Generalprobe, die den Kritiker erst mit dem Ganzen vertraut macht, auf daß sein zweites Hören nun auch den Einzelheiten näher komme — eine an anderen Orten längst übliche Einrichtung! Soweit wir nun über das völlig neu Gehörte urteilen können, handelt es sich um eine ausgezeichnete, höchst reichhaltige Musik, die bedauern läßt, daß sie schließlich doch einer Oper vom ältesten Opernende dient. Sie ist ausgesprochen instrumental angelegt; der Gesang spielt in der Regel mehr nur die Rolle einer so und so vielen Orchesterstimme, erhebt sich aber in dem glutvollen Schluß auch darüber hinaus. Er bewegt sich mit Vorliebe auf und nahe an der Dominante der jeweiligen Tonleiter, und der Sprung in die Quinte ist ein charakteristisches Requisit in der vorliegenden Musik. Andererseits fährt der Gesang gern aus seiner eintönigen engen Bewegung plötzlich aufschreiartig hinauf in hohe und höchste Lagen; dann giebt es ein leidenschaftliches Aufbäumen der Singstimmen gleichsam unter der Wucht der Orchesterpeitsche, und wehe dem Sänger, der da nicht ein Uebermensch oder ein Ueberinstrument ist, um sich noch zu halten oder verständlich zu machen!

Ueberhaupt lebt eine Leidenschaftlichkeit und eine Effektivität in dem ganzen Werk, wie nicht bald in einem. Allerdings ist es nicht die Erregtheit der Werke Wagners mit dem sorgfamen Beschränken auf das Motiviertere, sondern vielmehr die italienische und französische Anspannung der sinnlichen Eindrücke. Was da an Fanfaren und dumpfen Instrumentalgewühl, an Mondlicht und an Dekorationen, an Aufzügen, an Hören vorn und rückwärts, an Kirchlichkeit und Orgelspiel geleistet wird, das könnte überwältigend wirken, wenn verständlich würde, weswegen, namentlich um welcher Charaktergrößen willen das alles da ist.

Le Vorne schreibt natürlich keine Nummern; und doch tritt der hohe Wert seiner Musik gerade in einzelnen Stellen besonders glänzend hervor. Außer jenem letzten Finale kommt hier vor allem — bezeichnenderweise — der wortlose „sinfonische Prolog“ in Betracht. Dann ein sinniges Vorspiel zum zweiten Aufzug, eine köstliche Bettlerzene, ein Zigeunertanz, ein symbolistisches Lied der Kleinen, natürlich aus Eiferjucht und selbstloser Liebe zusammengesetzten Zigeunerin, der zur Seite ein noch selbstloserer Zigeuner seines Amtes waltet als einer, der sich alles gefallen lassen muß, und an allen höchst unschuldig ist.

Die Aufführung, die trotz störender Striche beträchtlich lang dauerte, stand zunächst unter dem Druck des Umstandes, daß an diesen schwierigen und gefanglich, wenngleich nicht mimisch undankbaren Rollen auch allergrößte Sänger sich erschöpfen könnten. Bei dem, was unserer Oper an Personal zu Gebote stand, buckte man froh sein, daß das viele Zittern und Kreischen der Stimmen und die Ungewißheit, ob man nicht schon vor einem Reizen des Zusammenklanges stand, nicht ärger war. Aber unsere Sänger thaten ihr Bestes. Vielleicht die anerkanntwerteste Leistung oder wenigstens die hervorstechendste bot Fr. Rothauer als Zigeunerin; doch auch Fr. Destinn als die hin und her gezerrte Braut Alienor und Herr Kraus als Mudarra, letzterer freilich mit etwas unschöner Vokalifizierung, arbeiteten mit aller verfügbaren Kraft. Von der traumhaften Phantastik, die das ganze Stück durchzieht, war sowohl in der puppenhaften Eingangs-Pantomime als auch in den Pfadweiser-Bewegungen der Solisten und Choristen kaum etwas zu spüren.

H. Strauß dirigierte die seinem eigenen Geist verwandte Komposition. Dem verhältnismäßig geringen, beim Erscheinen der Sänger demonstrativ gesteigerten Beifall gab der Komponist, dem man den bescheidenen Fachmann ansehen konnte, mehrmals Folge. Den Regie- und Dekorationskünsten der Herren Zeylaff und Brandt wäre eine ausdrückliche Ehrung recht sehr zu gönnen gewesen. — 82.

Kleines Heuilleton.

— Ueber Beethovens letzte Augenblicke erzählte Anselm Hüttenbrenner, der selbst bei dem Tode des Meisters zugegen war, dem jüngst verstorbenen Beethoven-Biographen A. B. Thayer folgendes: Im Winter 1826—27 schrieb Hüttenbrenner seine Freunde von Wien, daß, wenn er wünsche, Beethoven noch lebend zu sehen, er schnell von Graz hierher kommen müsse. Er eilte nach Wien und kam einige Tage vor Beethovens Tode an. Am frühen Nachmittag des 26. März ging Hüttenbrenner in das Zimmer des Sterbenden. Er erwähnt von Personen, die er dort traf, Stephan v. Breuning und Gerhard, Schindler, Telscher und Karls Mutter. Beethoven war schon lange betäubt. Telscher begann das sterbende Gesicht Beethovens zu zeichnen. Das verlegte Breunings Gefühl, und er tritt mit ihm, bis er seine Papiere nahm und ging. Dann gingen Breuning und Schindler fort, um in Währing ein Grab auszusuchen; als es finster wurde, und ein plötzlicher Sturm sich erhob, stürzte Gerhard, der bisher am Fenster gestanden hatte, fort und nach Hause zu seinem Lehrer. So blieben im Zimmer nur Hüttenbrenner und Frau v. Beethoven. Draußen raste der Sturm, das Glacis mit Schnee und Hagel bedeckend. Als er sich legte, machte ein Blitzstrahl alles hell. Ein furchtbarer Donnerstschlag folgte, Hüttenbrenner saß an der Kante

des Bettes, Beethoven's Kopf stützend — ihn mit seinem rechten Arme aufrecht haltend. Sein Atem war schon sehr gehindert, er lag schon seit Stunden im Sterben. Bei diesem erschreckenden, heftigen Getöse des Donners erhob der Sterbende plötzlich sein Haupt von Güttenbrenners Arm, streckte seinen rechten Arm majestätisch aus, „wie ein General, der seinem Heere Befehle giebt“. Das war nur ein Augenblick; der Arm sank zurück; er fiel zurück. Beethoven war tot. Ein andermal erzählte Güttenbrenner darüber: Es schien, daß Beethoven in den letzten Augen lag, ein Auge schon geschlossen. Beim Juden des Blüzes und dem Donnererschlag erhob er seinen Arm mit geballter Faust; der Ausdruck seiner Augen und seines Gesichtes war der eines, „der den Tod verachtet“, ein Blick der Verachtung und der Widerstandskraft. —

— **Ist der Hummer ein Fisch?** Ueber diese Frage liegen zur Zeit die französische und die englische Diplomatie in Streit. Die Franzosen bejahen die Frage ohne weiteres, die Engländer verneinen sie hartnäckig. Die Neufundlandfrage hat auch dieses Problem aufgeworfen. Der Utrechter Vertrag vom Jahre 1715 gesteht nämlich Frankreich das Recht des Fischfanges in einem bestimmten Gebiete zu. England behauptet, daß dieses Zugeständnis sich nicht auch auf die Hummern beziehen könne, denn diese seien Schalthiere. Die Meinungsverschiedenheit ist von um so größerer Bedeutung, als der Reichthum an eigentlichen Fischen in den neufundländischen Gewässern sehr abgenommen, während der Hummer sich vermehrt hat. Wenn man sich einfach an die Klassifikation der modernen Naturgeschichte hielt, dann wäre der Streit bald zu Gunsten Englands entschieden. Aber von französischer Seite macht man geltend, daß man, um einen Vertrag stimmungsmäßig auslegen zu können, sich auch um die Anschauungen, die zur Zeit seiner Unterzeichnung herrschten, kümmern müsse. Und da ist es denn gewiß, daß zur Zeit des Utrechter Vertrages die Naturhistoriker sich noch an die alte Plinius'sche Klassifikation hielten, die unter die Fische alle im Wasser lebenden Tiere zählte. Was wird nun die moderne Diplomatie aus dem Hummer machen? —

— **Ein Postamt auf Rädern.** Eine eigenartige, gänzlich neue Posteinrichtung ist kurz nach Ostern in Westminster, im nordamerikanischen Staate Maryland, in Funktion getreten. Es handelt sich um einen von Ort zu Ort fahrenden Wagen in Form eines geräumigen Omnibus, dessen eine Dreiseite einem regelrechten Postschalter gleicht, hinter dem der sogenannte „Postmaster“ genau dieselben Pflichten zu erfüllen hat, wie seine mehr sechshundert Kollegen in den „stehenden“ Postämtern. Er verkauft Karten, nimmt Pakete, Geldsendungen und einzuschreibende Briefe zur Beförderung an, teilt Journale, Briefe und Pakete aus und läßt durch seinen Gehilfen alle am Wege liegenden Postkasten leeren. Während jeder seiner täglichen Fahrten, die früh 7 Uhr beginnen und gegen 5 Uhr nachmittags ihr Ende erreichen, legt das reisende Postbureau einige 30 englische Meilen der schlechtesten, durch die abgelegensten Ortschaften führende Landwege zurück. —

Geographisches.

— Von der dänischen Pamir-Expedition unter Leitung des Leutnants Müssen erhielt das Kopenhagener Blatt „Danebrog“ eine Nachricht, aus der die „N. Pr. Z.“ folgendes mittheilt: „Wir verließen am 1. März unsere Winterstation und gehen jetzt südwärts längs des Hindukusch durch Balhan, von wo aus wir uns in nordöstlicher Richtung über chinesisches Territorium nach der Stadt Kasghar begeben werden. Durch die Pässe gegen Nord und Süd wagen sich nur die Kirgisen auf ihren großen aus Weiden geflochtenen Schneeschuhen. Den ganzen Winter haben sie Briefe nach Turkestan besorgt; aber mehrere von ihnen sind auch im Schnee verschwunden. Mit Lasttieren und Bagage ist es unmöglich, die Pässe in dieser Richtung zu passieren. Für unsere Expedition Begleiter zu erhalten, hielt sehr schwer, da unter den Eingeborenen allgemein der Glaube vorherrscht, daß sie, wenn sie über die Berge hinausgehen, welche den Horizont begrenzen, sterben müssen. Dieser Aberglaube ist nicht ganz unbegründet, da es mehreremal gesehen ist, daß Eingeborene, welche sich von hier nach Turkestan gewagt haben, gestorben sind, wenn sie ins Tiefland kamen. Leute, die von Kindesbeinen an unter dem niedrigen Luftdruck in den Gebirgen gelebt haben, können den hohen Luftdruck im Tieflande nicht vertragen. Wahrscheinlich ist es aber nur die Angst vor dem Unbekannten, welches die Hauptrolle spielt. Die alten Geschichten, die auch in der Heimath bekannt sind, daß alle Fremde, welche beispielsweise nach Volhara kommen, sofort geköpft oder in einer großen Pfanne gebraten würden, was vor 30 Jahren auch wirklich der Fall war, werden hier noch immer erzählt. Nach Kasghar dürfte niemand gehen; denn die Chinesen seien Menschenfresser. Können Fremde nach der Stadt Osh in Fergana, dann würden sie gleich getödtet. Ferner erzählt man sich, daß in gewissen Gegenden eine Menge böser Geister haufen, unter denen besonders Almasti gefährlich sei. Dieser Almasti soll sich besonders damit amüsieren allen Menschen und Tieren die Haare auszuziehen. Man weiß wohl, daß die Russen, welche „Aarus“ genannt werden, die Länder in Besitz genommen haben; aber man verbindet hiermit keine anderen Gedanken oder Vorstellungen, als daß der russische Al Pascha (weißer Pascha) ein turkestanischer Khan ist, welcher augenblicklich persönlich Eroberungen macht. Derartige Dinge ist man hier gewöhnt, indem bald der eine bald der andere Khan hier seine Bergklüste gehabt und von Bewohnern Steuern eingetrieben hat. Sie freuen sich nur, daß sie gegenwärtig von Plünderungen frei

sind, meinen aber im übrigen, daß bald ein anderer Pascha, Schah oder Emir kommt und die „Aarus“ fortjagt und dann müssen sie ihm gehorchen. Keiner von den Leuten, die wir hier haben, will die Expedition weiter als bis zum östlichen Balhan begleiten; wir haben deshalb Leute und Kameele von einem Kirgisenstamm gemietet, welcher dort in der Nähe wohnt. Vor einigen Tagen hatten wir ein ungewöhnliches Phänomen in Form eines starken Sturmes. Seit über vier Monaten waren wir an durchaus windstilles Wetter gewöhnt, welches auf die Dauer unendlich langweilig wird. Durch die Abwechslung wurden wir so erfreut, daß wir, trotz eingetretener Dunkelheit, uns in Pelze hüllten und den Wind auf dem Stationsdache genossen. Die Sonne hat schon jetzt so große Macht, daß sie die Lawinen ins Rollen bringt, und jeden Tag dröhnt es in den Bergen. Es sind Klippenstücke, welche losgerissen werden und ins Thal hinabrollen. Es ist interessant, zu sehen, wenn die gewaltigen Steine hinabfahren, selbstredend nur dann, wenn man weiß, daß sie die Station nicht erreichen können. Um den Frühjahrslawinen und den Bergstürzen zu entgehen, ziehen wir jetzt von dannen. —

Medizinisches.

— Auf dem 17. Kongreß für innere Medizin, der vom 11. bis 13. April in Karlsbad tagte, hielt Professor v. Schrötter (Wien) einen Vortrag über Erlahmung des Herzmuskels unter dem Einflusse verschiedener innerer und äußerer abnormer Bedingungen. Nach einem Bericht der „Neuen Freien Presse“ führte er unter anderem aus: Mit einem gesunden Herzmuskel lassen sich ausgesprochene Klappenschler Jahrzehnte ertragen, andererseits unterliegt ein von Natur aus nicht funktionskräftiges Herz frühzeitig auch ohne greifbare anatomische Läsionen bei abnormer Inanspruchnahme der Herzkraft. Hierher gehören die verhängnisvollen Einflüsse der übertriebenen Sportübungen auf das Herz. Das menschliche Herz hat kein eigentliches Ermüdungsgefühl, und so kommt es, daß so viele Menschen, „die zu viel mit den Muskeln und zu wenig mit dem Verstand arbeiten“, bei den verschiedenen sportlichen Körperübungen, wie Radfahren, Bergsteigen, Athletik, Wettlaufen usw., zu spät den erlittenen Schaden bemerken und sich irreparable Veränderungen des Herzmuskels zuziehen. Allerdings besitzt der Organismus mächtige Kompensations-Vorrichtungen, und schließlich antwortet das Herz den gesteigerten Anforderungen gegenüber mit einer Massenzunahme, der sogenannten Hypertrophie seines Fleisches. Aber dies ist und bleibt einmal ein pathologischer Zustand, der früher oder später zu völliger Erschöpfung führt, und selbst Athleten gehen an ihr nicht selten zu Grunde. Durch Uebung läßt sich wohl im allgemeinen eine Kräftigung des angebornen schwachen Herzens herbeiführen, doch hält sich das erreichbare Maß in engen Grenzen. Interessant ist die Herzschwäche unter nervösen Einflüssen, ja, Professor v. Schrötter giebt selbst die Möglichkeit des Todes „an gebrochenem Herzen“ zu. Sodann kamen die verschiedenen Formen der Herzmuskel-Erkrankungen zur Sprache, und der Wiener Kliniker stellte bei dieser Gelegenheit die Forderung auf, derartige Kranke nicht zu früh, selbst wenn sie sich relativ wohl fühlen, aus dem Hospital zu entlassen, da ein lädirtes Herz allzu leicht gesteigerten äußeren Anforderungen des täglichen Lebens erliegt. Für solche Patienten ist der nachträgliche Aufenthalt in Reconvalaleszentenhäusern ein dringendes Bedürfnis. In der Erörterung über die Herzmuskel-Erlahmung streifte Professor Romberg die so häufige Herzschwäche der Fettleibigen, die er im Einklang mit anderen Forschern nicht so sehr auf die Fettveränderung des Herzmuskels als auf das Mißverhältnis zwischen seiner Entwicklung und der abnormen Körpermasse zurückführt, während sonst in der Regel ein Parallelismus zwischen dem Gewichte des Herzens und dem Gesamtkörper besteht. Da bei Fettleibigen der Herzmuskel gewöhnlich dieselbe Schlaffheit aufweist wie die Skelettmuskeln, so ist vom therapeutischen Standpunkt eine vorläufige gymnastische Uebung dringend geboten. Auch die Entstehung des „Vierherzens“, d. h. des durch abnormen Biergenuß krankhaft veränderten Herzens bei jungen Leuten, insbesondere bei Studenten, kam zur Sprache und hierfür wurde der plötzliche Uebergang aus geordneten Familienverhältnissen in ein zu freies Gasthausleben verantwortlich gemacht. Da die Pathologen außer dem Fetterz, dem Mastherz im Sinne Professor Rischs, und dem Vierherz auch noch ein Arbeiterherz, d. h. die einfache Arbeits-Hypertrophie des Herzens infolge Ueberanstrengung, unterscheiden, so spiegeln sich thatsächlich zwanglos in dieser Reihenfolge krankhafter Herzzustände so manche Zustände des socialen Lebens wieder. —

Astronomisches.

— **Neue Fernrohren.** Das Verhältnis der freien Objektöffnung zur Brennweite ist bei der überwiegenden Mehrzahl der modernen großen Refraktoren so ziemlich das gleiche, es schwankt etwa zwischen den Grenzen 1 : 15 und 1 : 18. Für photographische Fernrohre dagegen hat man, so wird der „N. Allg. Ztg.“ geschrieben, nach dem Vorgang von Prof. Max Wolf in Heidelberg, seit ungefähr zehn Jahren die Solallänge beträchtlich kürzer gemacht und hat damit ganz wesentliche Vortheile erzielt. Ein Typus dieser Art von Instrumenten ist das der Harvard-Sternwarte in Cambridge bei Boston von Witz Bruce zum Geschenk gemachte photographische Doppelfernrohr, das bei 24 Zoll (0,6 Meter) Objektöffnung nur 12 Fuß (3,6 Meter) Brennweite besitzt. Die hervorragenden Erfolge, die mit diesem schönen Instrumente auf der Arequipa-Sternwarte in Peru, einer Filiale der Harvard-Sternwarte, erzielt wurden, veranlaßte den Direktor der letzteren, Prof. E. Fiedering, den Bau von

Fernrohre vorzuschlagen, bei denen das Verhältnis der freien Oeffnung zur Brennweite von dem bisher üblichen nach der entgegengesetzten Seite stark abweichend, nämlich etwa gleich 1:100 oder noch kleiner, gewählt wird. Solche Instrumente müssen wegen ihrer enormen Länge natürlich (horizontal) festliegend montirt werden, die zu beobachtenden Objekte werden mittels eines vor dem Objectiv befestigten planparallelen Spiegels in das Fernrohr reflektirt. Um die Rotationsbewegung der Erde unschädlich zu machen, würde es bei photographischen Aufnahmen genügen, statt wie bisher das ganze Fernrohr, lediglich die Staffette mit der lichtempfindlichen Platte durch ein Uhrwerk zu bewegen, wie dies jetzt schon bei dem dortigen, in gleicher Weise montirten Photoheliographen geschieht. Abgesehen von der verhältnismäßig großen Willigkeit derartiger Instrumente, ist als deren Hauptvorteil die bedeutende Bildgröße zu betrachten, die auf solchem Wege zu erzielen ist; dieselben würden sich also vorzugsweise für photographische Aufnahmen der Sonne, des Mondes und der großen Planeten (Jupiter, Saturn, Mars), dann aber auch für photographische Bestimmungen der Sonnenparallaxe vortreflich eignen. Wie bereits mitgeteilt, wird ein für direkte (visuelle) Beobachtung eingerichteter derartiges Instrument (bei welchem der vor dem Objectiv befestigte Spiegel durch ein Uhrwerk getrieben wird), auf der im nächsten Jahre stattfindenden Pariser Weltausstellung zu sehen sein. —

Geologisches.

10. Gläserner Meeresboden. Eine bemerkenswerte Mitteilung legte der Mineraloge Termier der Pariser Academie der Wissenschaften vor. Der Gelehrte hatte von einem Ingenieur der französischen Telegraphentabel-Gesellschaft einige Gesteinsplitter zur Untersuchung erhalten, die aus einer Tiefe von etwa 3100 Meter aus dem Atlantischen Ocean heraufgeholt waren. Im Jahre 1898 sollte in diesem Meere etwa in der geographischen Breite von Paris und der geographischen Länge der Azoren ein Telegraphentabel gehoben werden, und zu diesem Zwecke ließ man einen eisernen Greifzahn über den Meeresboden hinschleifen. Die Arbeit war an dieser Stelle von unverhältnismäßigen Schwierigkeiten begleitet, da gerade dort der Meeresboden eine ganz ungewöhnliche Ausbildung besitzt. Der Grund des Oceans bietet in jener Gegend nämlich ganz den Charakter eines Gebirgslandes mit hohen Gipfeln, tiefen Thälern und steilen Abhängen. Die untermeerischen Gebirge sind felsig und nackt, nur auf dem Grunde der Thäler findet sich etwas Schlamm. Auf diesem unebenen Meeresboden verjüngt sich der Greifzahn oft an harten Felszacken und Felszacken, er kam mehrmals in zerbrochenem oder verbogenem Zustande an das Tageslicht herauf und zeigte an seinem Eisen tiefe Risse und Schrammen. Inzwischen fanden sich zwischen den Zähnen des Hafens kleine Gesteinsplitter, die einem ganz frischen Bruch zeigten und demnach eben erst von einem untermeerischen Felsen losgerissen sein mußten; alle diese Splitter gehörten nämlich derselben Gesteinsart an. Es sei noch erwähnt, daß die Untersuchungen des Meeresgrundes das Ergebnis geliefert haben, daß sich dort die höchsten untermeerischen Berge befinden, die man bisher überhaupt angetroffen hat, und daß auch die Rauhheit und Schlammlosigkeit des Grundes auf eine weite Flächenabstufung hin im höchsten Maße auffällig ist. Die Sache wird aber nur noch wunderbarer, wenn wir nun das Gutachten des Mineralogen über die Beschaffenheit und den Ursprung jener Gesteinsplitter hören. Sie sind nämlich Teile eines echten Glases, eines Erzeugnisses der Natur, wie es sich in vulkanischen Gebieten der Erdoberfläche nicht selten findet. Wenn eine flüssige glühende vulkanische Masse aus dem Erdinnern aufdringt und sehr schnell erkalte, so entsteht ein solches glasartiges Gestein, weil zu der Auscheidung der einzelnen Bestandteile zu besonderen Mineralien und Krystallen keine genügende Zeit bleibt. Je schöner die Krystalle in einem Gestein ausgebildet sind, desto langsamer muß dieses Gestein erkalten sein. Am langsamsten geht die Abkühlung einer glutflüssigen Gesteinsmasse in großen Tiefen vor sich, wenn sie nämlich die Erdoberfläche gar nicht erreicht. Man sollte nun denken, daß auch in der Tiefe des Meeres, wenn dort große Lava-Ausbrüche aus dem Erdinnern erfolgen, ähnliche Bedingungen gegeben sind, die eine langsame Abkühlung der vulkanischen Ergüsse gestatten. Dies kann aber an jener Stelle im Atlantischen Ocean nicht der Fall gewesen sein, denn sonst könnte dort der Boden nicht aus solchem Glase bestehen. Dieses gleicht durchaus dem sogenannten Obsidian, der dadurch entsteht, daß eine flüssige Masse von Basalt an der Erdoberfläche sehr rasch erkalte. Das untermeerische Glas aber ist fast ganz undurchsichtig, und die Bruchflächen sind etwas weniger glänzend als beim eigentlichen Obsidian. Die chemische Zusammensetzung konnte leider wegen der geringen Zahl der Glasplitter nur unvollständig ermittelt werden, aber die mikroskopische Untersuchung hat keinen Zweifel über die vulkanische Entstehung dieser Felsbruchstücke gelassen. Besonders die große Zahl winziger Olivin-Krystalle, die sich im Basalt beinahe stets finden, zeigen deutlich die Gesteinsart an. Unter dem Mikroskop erscheint das untermeerische Glas in hellbrauner, gleichmäßiger Färbung, aus der sich nur kleine Krystalle von durchsichtigem Olivin und noch zahlreiche Gruppen haarförmiger schwarzer Gebilde herausheben. Die Olivin-Krystalle, von denen die größten höchstens 1/10 Millimeter lang sind, enthalten Einschlüsse von Glas und gelegentlich auch von Gasbläschen. Die haarförmigen Gebilde stellen winzige unvollkommen ausgebildete

Krystallkörperchen dar, die nicht über 1/50 Millimeter lang sind und sich zu parallelen Bündeln zusammenschließen. Die übrige Masse des Gesteins ist vollkommen gleichmäßig und zeigt mit Ausnahme einiger Einschlüsse von Gasbläschen keinerlei Auscheidung. Die Meereskunde ist durch diesen Fund um die interessante Thatsache bereichert, daß der Boden des Atlantischen Oceans in einer Erstreckung von den Azoren nach Island hin aus einem glasartigen vulkanischen Gestein besteht. Termier nimmt an, daß dieser Meeresgrund zur Zeit jener vulkanischen Ausbrüche weniger tief gewesen sein muß als heute, da sonst die Lava nicht zu einem Glase erstarrt sein könnte. —

Humoristisches.

— **Frappantes Beispiel A.:** „Ist es ganz ausgeschlossen, daß der Meier seine Schulden bezahlt?“
B.: „Eher belam' eine Millionärsfrau mehr als zwei Kinder.“ —
 — **Inrückgewiesener Verdacht.** Hans: „Na, Karl, jetzt bist Du erst zwei Wochen verheiratet und hast schon ein blaues Auge.“
Karl: „Bitte, lieber Freund, das hab' ich außerordentlich erhalten.“ —
 — **Bureauzopf.** Bureauvorstand: „Wie kommen Sie dazu, ohne anzuklopfen hereinzutreten?“
Entschuldigen Sie, ich habe zweimal geklopft!“
Bureauvorstand: „Um so schlimmer! Sie hatten zu warten, bis Sie beim ersten Klopfen gehört wurden!“ —
 („Reggend. hum. Bl.“)

Notizen.

— „Degas, eine kritische Studie“ von Prof. Max Liebermann, ist im Verlage von Bruno und Paul Cassirer soeben erschienen. Das Heft enthält Illustrationen. —
 — Ebenso wie schon seit längerer Zeit für die deutsche Schweiz wird jetzt ein Idiotikon auch für die französische Schweiz mit Unterstützung des Bundes herausgegeben. Chefredacteur desselben ist Dr. Gauch in Zürich. —
 — Die nächste Novität des Schauspielhauses wird „Ewige Liebe“, ein Schauspiel von Faber, sein. —
 — Im Wiener Burgtheater wurde Ernst Kosmers (Frau Bernsteins) Komödie „Ledenm“, deren Titel aus Censurrücksichten in „Peter Kron“ abgeändert war, aufgeführt. Nach dem ersten Akt folgte Beifall, der Schluß wurde abgelehnt. —
 — In Petersburg soll auf Betreiben der Schauspielerin Frau Savina, die bei Gelegenheit ihres Gastspiels in Berlin das Schiller-Theater kennen lernte, eine diesem Theater entsprechende Bühne begründet werden. —
 — Die neueste Mode in den Pariser Salons sind Marionetten-Aufführungen. Judith Gautier, die Tochter Théophile Gautiers, bietet ihren Gästen Vorstellungen von Wagner-Opern mit Marionetten; Sänger und Sängerinnen ersten Ranges singen hinter der Scene. In einem andern Salon wurde kürzlich Ibsens „Nora“ in derselben Weise gespielt. —
 — Eine zweite Sieges-Allee soll, wie das „V. L.“ erzählt, aber nicht glauben will, in einem der Berliner Museen entstehen. Dort sollen die sämtlichen Gypsmodelle der Siegesallee-Denkmalen „zu Studienzwecken“ Ausstellung finden. —
 — Die belgische Regierung beschloß, die aus 300 griechischen und 452 römischen Münzen bestehende Sammlung des Grafen A. du Chastel in Brüssel für 300 000 Fr. anzukaufen. Nach Ansicht von Fachleuten steht die nur aus Prachtstücken bestehende Sammlung in ihrer Art einzig da. —
 — Auf der Gartenbau-Ausstellung zu Ehren Van Dycks in Antwerpen wurden für drei Orchideen hunderttausend Franken geboten. Der Bestyer lehnte das Gebot als zu niedrig ab. —
 — Ueber die Entdeckung neuer Planetoiden wird gemeldet: Am 9. März hat der belamte Planetenentdecker Dr. J. Palisa von der Universitäts-Sternwarte in Wien beim Ausschauen bekannter kleiner Planeten auf visueller Weise einen solchen neu aufgefunden. Die Anzahl der von Dr. Palisa entdeckten kleinen Planeten ist damit auf 89 gestiegen. Ebenso entdeckte G. Witt von der Urania-Sternwarte in Berlin am 5. April einen neuen Planetoiden auf photographischen Wege. Beide neuen Planeten sind ziemlich lichtschwach, etwa 11. bis 12. Größe. —
 — Flüssige Luft zu Sprengzwecken wurde, wie die „N. Fr. Pr.“ mitteilt, in den Ober-Sieveringer Steinbrüchen bei Wien mit gutem Erfolg verwendet. —